

PETRA HAMMESFAHR | Die Lüge

FRAGEN AN DIE AUTORIN

Wie sind Sie auf die Idee gekommen, zwei Frauen, die sich zum Verwechseln ähnlich sehen, in die Rolle der jeweils anderen schlüpfen zu lassen?

Es ist lange her, da wurde ich eines Nachmittags von einer Bekannten etwas beleidigt angesprochen. Sie behauptete, wir hätten uns vormittags schon in einem Nahverkehrszug gesehen, ich sei aber wohl zu fein gewesen, sie zu grüßen, und habe sie ignoriert. Obwohl meine Arbeitskollegen bestätigten, dass ich zur angegebenen Zeit am Platz war, wollte die Bekannte uns nicht glauben.

Das Wissen um eine Doppelgängerin hat mich all die Jahre beschäftigt. Es war sozusagen das Samenkorn der »Lüge«. Mit der Zeit wuchs daraus die Geschichte von Susanne und Nadia.

Könnten Sie selbst von einem Tag auf den anderen aus Ihrem Leben verschwinden und noch einmal von vorn anfangen?

Nein, das kann ich mir nicht einmal vorstellen. Im Gegensatz zu Susanne, die nur noch ihre Mutter hat, bin ich an so vielen Punkten sozial eingebunden, dass ein Netz aus Menschen, die mich sehr vermissen würden, mich in meinem Leben festhält.

Warum schreiben Sie immer über seelische Abgründe, die in jedem von uns unvermittelt aufbrechen könnten?

Unvermittelt brechen diese Abgründe ja gar nicht auf, das sieht für die Umgebung nur so aus. Ich beschreibe den Weg in den Abgrund, auf den jeder von uns durch Veranlagung oder widrige Umstände geraten kann. In vielen meiner Romane habe ich einfach nur meine eigenen Ängste beschrieben. Wenn ich den Teufel an die Wand male, kann ich ihn beherrschen.

ZUR AUTORIN

Petra Hammesfahr wusste schon früh, dass Schreiben ihr Leben bestimmen würde. Mit siebzehn verfasste sie ihre ersten Geschichten, aber erst fünfundzwanzig Jahre später kam mit *Der stille Herr Genardy* der große Erfolg. Seitdem erobern ihre Spannungsromane die Bestsellerlisten, werden mit Preisen ausgezeichnet und erfolgreich verfilmt. Die Autorin lebt in der Nähe von Köln, wo auch ihr neuestes Buch *An einem Tag im November* spielt, das erstmalig im Diana Verlag erscheint.

PETRA HAMMESFAHR

Die Lüge

Roman

Diana Verlag



Verlagsgruppe Random House FSC® Noo1967
Das für dieses Buch verwendete
FSC®-zertifizierte Papier *Holmen Book Cream*
liefert Holmen Paper, Hallstavik, Schweden.

Überarbeitete Taschenbuchneuausgabe 12/2014

Copyright © 2003 by Rowohlt Verlag GmbH, Reinbek bei Hamburg

Copyright © 2014 by Diana Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Redaktion | Lisa Scheiber

Umschlaggestaltung | t.mutzenbach design, München

Umschlagmotiv | © Hayden Verry/Arcangel Images; Shutterstock

Satz | Leingärtner, Nabburg

Druck und Bindung | GGP Media GmbH, Pößneck

Printed in Germany

Alle Rechte vorbehalten

ISBN 978-3-453-35829-4

www.diana-verlag.de

Prolog

Es war ein scheußlicher Anblick für den Jungen, der schon von viel Unmenschlichkeit gehört hatte. Aber nichts davon war in diesem Land geschehen, sondern da, wo seine Mutter herkam. Hier wurde keinem Mann die Hand abgehackt, weil er etwas gestohlen hatte, und keiner Frau die Finger, nur weil ihre Nägel lackiert waren. Keine Frau wurde bis zur Hüfte eingegraben und mit Steinen beworfen. Und Kinder konnten spielen, ohne ihre Beine oder gleich das ganze Leben zu verlieren. Es lief auch kein Junge Gefahr, von fanatisch religiösen Eiferern seiner Familie entrissen zu werden, um den Märtyrertod zu sterben. Der Junge fand das gut, er war gerne hier. Seine Schwestern durften ebenso zur Schule gehen wie er. Und nach der Schule durfte er sein, was er war, nur ein Junge, der gerne Fußball spielte.

Er verließ am Sonntag, dem ersten Dezember, die Wohnung, in der er mit seinen Eltern und seinen Schwestern lebte, mit einem Ball unter dem Arm und einer Tüte voll Müll in der Hand. Den Müll sollte er in einen der Container stecken, die neben dem Haus standen. Anschließend wollte er sehen, ob er ein paar Jungs fand, die mit ihm spielten. Doch das vergaß er dann.

Er schob den Deckel des Containers zurück und sah das Bündel Mensch zwischen dem Unrat liegen, schmutzig, blutig, angesengt, weggeworfen wie Abfall. Eine Frau, das erkannte er sofort, obwohl sie einen Anzug trug wie ein Mann. Aber seine Schwestern trugen auch Hosen und lackierten sich die Fingernägel.

Die Nägel der Frau im Container waren schwarz, wie auch die Knochen an beiden Händen, schwarz verbrannt. Ihr Kopf war deformiert und blutverkrustet, als hätte man sie mit Steinen beworfen. Sekundenlang starrte der Junge sie an, wollte schreien und konnte nicht. Seinen Ball und den Beutel voll Müll ließ er fallen, lief zurück zum Haus und sagte seiner Mutter, was er gesehen hatte. Seine Mutter folgte ihm ins Freie und überzeugte sich mit eigenen Augen, ehe sie einen Nachbarn herbeirief, der schließlich die Polizei alarmierte.

Wer die Frau im Container war und warum sie hatte sterben müssen, erfuhr der Junge nie. Die Polizei glaubte schon bald, es zu wissen, doch sie irrten sich.

1. Teil

Der 25. Juli war einer jener Sommertage, die nur bei eisgekühlten Getränken im Schatten einigermaßen erträglich sind. Susanne Lasko stand an diesem Donnerstag nervös und verschwitzt in der klimatisierten Eingangshalle des Gerler-Bürohauses vor einem der vier Aufzüge. Der Aufzug kam, die Tür glitt auf, und Susanne Lasko kam sich entgegen.

Die äußere Erscheinung der Frau, die so überraschend vor ihr auftauchte, war nicht völlig identisch mit ihrer. Sie hatte ihre Figur, ihre Größe, ihre Augen, ihren Mund. Es war ihr Gesicht – jedoch mit einem perfekten Make-up und umrahmt von einer modischen Frisur. Das Haar war von einem kräftigen Braun und kürzer, als sie selbst es sonnengebleicht bis auf die Schultern trug. Bekleidet war ihre Doppelgängerin mit einem hellgrauen Nadelstreifenkostüm und einer weißen Bluse.

Sie trug ebenfalls ein Kostüm, das dunkelgrüne, das sie vor zehn Jahren gekauft und zuletzt vor drei Jahren getragen hatte – anlässlich ihrer Scheidung von Dieter Lasko. Dazu mochte es gepasst haben. Zu einem Vorstellungsgespräch in einem renommierten Maklerbüro passte es weniger. Aber etwas Besseres hatte sie an diesem Morgen nicht aus dem Schrank nehmen können.

Bei der ersten Begegnung mit Nadia Trenkler hatte Susanne Lasko zwei Euro und zweiundsechzig Cent im Portemonnaie. Sie hatte nachgezählt, ehe sie aufbrach, um ihrem Leben neuen Auftrieb zu geben.

Im Januar hatte sie ihre Arbeit verloren. Es war keine reguläre Anstellung gewesen, deshalb konnte sie kein Arbeitslosengeld beantragen. Das Sozialamt um Hilfe zu bitten, verboten ihr Stolz und die Befürchtung, dass man ihren geschiedenen Mann auf ihre Lage aufmerksam machte oder sich an ihre Mutter hielt, die etwas Vermögen besaß, es jedoch für den eigenen Lebensabend brauchte und nicht erfahren sollte, in welcher prekärer Situation sich die einzige Tochter befand.

Im Februar, März und April hatte sie ihre Ersparnisse aufgezehrt und unzählige Bewerbungen geschrieben – per Hand. Sie besaß nicht mal eine Schreibmaschine, von einem Computer ganz zu schweigen. Seit Mai unterstützte ihre Mutter sie nun, ohne es zu ahnen. Agnes Runge war misstrauisch gegen Fremde und selbst nicht mehr imstande, ihre Konten zu überwachen. Sie war infolge eines Diabetes erblindet, weil sie die Erkrankung aus Angst vor Spritzen lange Jahre unbehandelt gelassen hatte.

Nach dem Tod ihres Mannes war Agnes Runge finanziell gut versorgt gewesen. Sie hatte eine hohe Lebensversicherung ausbezahlt bekommen, das Haus verkauft, in dem Susanne aufgewachsen war, und sich in einem komfortablen Seniorenwohnhelm eingemietet, wo sie optimal betreut wurde.

Die Verwaltung ihrer Alterssicherung hatte sie in die Hände der Tochter gelegt und vertraute darauf, dass Susanne ihr trotz Bankenkrise und Staatspleiten durch geschicktes Anlegen noch viele sorglose Jahre garantierte. Stattdessen bediente sie sich. Nicht üppig, wahrhaftig nicht! Sie wollte auch alles zurückzahlen, sobald sie dazu in der Lage war.

Fünfhundert Euro nahm sie pro Monat. Nach Abzug der Miete und weiterer Kosten, die eine Wohnung zwangsläufig verursacht, blieben ihr hundert für Lebensmittel und andere Notwendigkeiten wie Briefpapier, große Umschläge, Fotokopierkosten und Porto. Sie ernährte sich hauptsächlich von Nudeln, weil sie

sich nicht dazu überwinden konnten, eine der Tafeln für Bedürftige aufzusuchen. Und sie musste sorgfältig abwägen, ob sie für längere Strecken die Straßenbahn nahm. Für den Weg zu Behringer und Partner hatte sie darauf verzichtet.

Sieben Kilometer zu Fuß durch die Hitze und die von Abgasen dicke Luft. Die Zunge klebte ihr am Gaumen, die Bluse klebte am Oberkörper, die Füße klebten in den schwarzen Pumps und schmerzten ein wenig. Es war erträglich, sie spürte es kaum, war bis zu der Sekunde, als die Aufzugtür zur Seite glitt, vollauf mit dieser großen Hoffnung beschäftigt gewesen.

Eine Einladung zum persönlichen Vorstellungsgespräch! Und das nach ihrer handschriftlichen Bewerbung, die den Leuten im Personalbüro wie eine Botschaft aus dem Mittelalter vorgekommen sein musste! Nur ein Mensch, der seit einem halben Jahr ohne eigenes Einkommen und schon seit zweieinhalb Jahren ohne Kranken- und Rentenversicherung war, der nach jeder Bewerbung seine Unterlagen entweder mit einem lapidaren Absageschreiben oder gar nicht zurückerhielt, konnte ermessen, was das bedeutete.

»Sind Sie jung, dynamisch und leistungsbereit?«, hatten Behringer und Partner in einer Zeitungsanzeige gefragt und erklärt: »Dann warten wir auf Sie! Wir bieten ... Wir erwarten ...«

Alt fühlte Susanne Lasko sich nicht mit ihren siebenunddreißig Jahren. Ihre Dynamik mochte in den letzten Monaten ein wenig gelitten haben. Aber leistungsbereit war sie – und lernfähig.

Sie lernte sogar sehr schnell und käme garantiert auch mit neuen Computerprogrammen zurecht, wenn man sie in Ruhe damit arbeiten ließ. Bei ihrer letzten regulären Anstellung – drei Wochen bei einer Versicherung – war sie an der neuen Windows-Version kläglich gescheitert, weil ein junger Kollege sie mit scherzhaften Ratschlägen versorgte statt mit nützlichen Tipps.

Und Fremdsprachen: Während ihrer Schulzeit hatte ein Lehrer festgestellt, dass sie über eine außergewöhnliche Sprachbegabung verfügte. Man setzte sie für eine halbe Stunde neben das Kind eines türkischen Gastarbeiters oder den Sprössling einer Familie, die aus dem Osten geflohen war, und schon konnte sie radebrechen oder sächseln, als hätte sie nie anders gesprochen.

Das reichte natürlich nicht für eine Verständigung im geschäftlichen Bereich. Das bisschen Schulenglisch, das die Jahre überdauert hatte, würde ihr auch nicht wirklich weiterhelfen. Und von ein paar Redewendungen abgesehen, besaß sie gar keine Kenntnisse der französischen Sprache, die bei Behringer und Partner ebenfalls Voraussetzung waren.

Das hatte sie in ihrem ausführlichen, um nicht zu sagen schonungslos offenen Bewerbungsschreiben auch mitgeteilt – ohne allzu große Erwartungen. Dass man sie trotzdem einlud, berechnete wohl zu großen Hoffnungen. Dass man sie möglicherweise nur kennenlernen wollte, um ein Relikt aus einer untergegangenen Epoche näher in Augenschein zu nehmen, zog sie nicht in Betracht. Der Gedanke war ihr noch gar nicht gekommen.

Auf dem gesamten Weg hatte sie sich die Worte zurechtgelegt, die sie dem Personalchef – falls es einen geben sollte – sagen musste. Und alles, was sie sich zurechtgelegt hatte, vergaß sie dann für ein paar Minuten.

Sie starrte die Frau im Nadelstreifenkostüm an, wurde ihrerseits fassungslos und erstaunt gemustert. Menschen drängten sich an ihnen vorbei – murrend oder mit unwilligen Mienen, weil sie den Weg versperrten. Es schien keinem aufzufallen, dass sich vor dem Aufzug zwei Frauen gegenüberstanden, die sich ähnlicher waren als manch eineiiges Zwillingsspaar.

Vielleicht war es für Außenstehende angesichts der unterschiedlichen äußeren Aufmachung auch nicht so offensichtlich

wie für sie. Denn trotz bitterer Erfahrungen erinnerte Susanne sich noch gut an ihr Aussehen, als sie beruflich festen Boden unter den Füßen gehabt hatte, entsprechend gekleidet und dezent geschminkt gewesen war. Und Nadia Trenkler hatte ihr eigenes Gesicht auch schon in schlechten Zeiten im Spiegel betrachtet.

Nadia fasste sich als Erste, gab einen ungläubig klingenden Laut von sich, murmelte: »Das gibt es nicht«, stellte sich vor und meinte lächelnd: »Wir müssen einen Kaffee trinken und feststellen, welcher von unseren Vätern das verbochen hat.«

Dass ihr Vater etwas verbochen haben sollte, konnte Susanne sich nicht vorstellen. Er war bis zu seinem plötzlichen und viel zu frühen Tod ein ehrlicher und rechtschaffener Mann gewesen. Nadia Trenklers Vater kannte sie zwar nicht, dafür kannte sie ihre erblindete Mutter umso besser. Treue gehörte für Agnes Runge zu den unumstößlichen Grundwerten. Deshalb war das, was die Frau mit ihrem Gesicht andeutete, völlig ausgeschlossen.

Und sie wollte sich nicht mit Nadia Trenkler auseinandersetzen. In den ersten Minuten wollte sie das wirklich nicht. Es hatte nichts mit einer bösen Vorahnung zu tun. Es war nur die Situation an sich. Nadia Trenkler saß in einem Zug, der für sie längst abgefahren war. Sie musste zusehen, dass sie wenigstens die nächste Bummelbahn erwischte, wollte sie nicht auf der Strecke bleiben.

»Ich bin in Eile«, erklärte sie. »Ich muss zu einem Vorstellungsgespräch.« Der letzte Satz huschte ihr gegen ihren Willen über die Lippen, vielleicht weil sie nur selten Gelegenheit hatte, mit anderen zu sprechen.

»Bei Behringer?«, erkundigte sich Nadia überrascht.

Susanne fragte sich keine Sekunde lang, wie ihre Doppelgängerin das so treffend erraten hatte. Sie nickte automatisch.

»Das wird ja nicht ewig dauern«, sagte Nadia. »Ich warte.«

Nun schüttelte Susanne energisch den Kopf. »Ich will nicht, dass Sie warten. Ich will mit Ihnen keinen Kaffee trinken. Ich will mit Ihnen weder über meinen noch über Ihren Vater reden. Ich will nicht wissen, wer Sie sind. Verstehen Sie? Es reicht mir zu wissen, wer ich bin.«

Und das wusste sie in dem Moment ganz genau. Wenn sie den Job als Schreibkraft bei Behringer und Partner nicht bekam, war sie so ziemlich am Ende. Es gab für eine Frau in ihrem Alter und mit ihrem Hintergrund vielleicht noch ein paar Hoffnungen und den eisernen Willen, sich nicht unterkriegen zu lassen. Nur gab es auf dem Arbeitsmarkt keine nennenswerten Chancen mehr.

In absehbarer Zeit müsste sie sich gezwungenermaßen mit den Kleinanzeigen im Stellenmarkt der Wochenendausgabe beschäftigen, um nicht auch noch ihre Mutter zu ruinieren. *Putzhilfe gesucht – drei Stunden wöchentlich. Bedienung für Gaststätte – aushilfsweise für zwei Abende. Küchenhilfe für Schnellimbiss* oder so ähnlich. Und das wäre das endgültige Aus.

Es war ein simples Rechenexempel. Um einigermaßen zu leben und sich wenigstens wieder eine Krankenversicherung leisten zu können, brauchte sie mehrere solcher Stellen. Dann bliebe kaum noch Zeit, Bewerbungen zu schreiben und zu Vorstellungsgesprächen zu gehen.

Sie ließ Nadia Trenkler stehen und ging zur nächsten Aufzugkabine. Die, vor der sie standen, war längst wieder oben.

»Schade«, hörte sie die Frau mit ihrem Gesicht noch sagen.

Sie fuhr hinauf in die fünfte Etage zu Behringer und Partner, fühlte sich immer noch schäbig, armselig, elend, alt, verbraucht und vollkommen fehl am Platz. Ein dicker Teppich schon im Vorraum, darauf ein Acrylschreibtisch, dahinter eine junge Frau wie aus einem Katalog für korrekte Geschäftskleidung.

Dynamisch sah sie nicht aus, nur überfordert von Susannes Erscheinung und der Überlegung, wie sie ihr begreiflich machen sollte, dass Behringer und Partner keine Immobilien in niederen Preisklassen anboten. Das unsichere Lächeln der Empfangsdame gefror, als Susanne erklärte, sie sei nicht gekommen, weil sie eine Wohnung suchte.

Sie war noch sehr aufgewühlt von der Begegnung mit ihrem perfekten Ebenbild und der Bilanz, die sich ihr dabei aufgedrängt hatte. Fast war sie dankbar, dass man sie warten ließ. Erst nach gut einer Viertelstunde wurde sie zum Bürovorsteher vorgelassen. Er hieß Bischoff, war ein netter junger Mann mit einem dünnen Oberlippenbärtchen und umfassend über ihre Situation informiert.

Nachdem sie sich einige Minuten lang über ihre mangelnden Fremdsprachenkenntnisse unterhalten hatten, beugte er sich vor und dämpfte die Stimme, als fürchte er heimliche Lauscher.

»Ich will der Entscheidung der Geschäftsleitung nicht vorgreifen, Frau Lasko. Doch so viel darf ich sagen: Wir haben bereits ausführlich über Sie gesprochen. Uns liegen fünf Bewerbungen vor, die anderen Damen sind jünger, und ...«

Er brach ab, wirkte mit einem Mal verlegen. »Uns liegt an einer Mitarbeiterin, die uns nicht nach kurzer Zeit aus familiären Gründen wieder verlässt, wenn Sie verstehen. Die Gefahr sehen wir bei Ihnen nicht. Wenn Sie also bereit wären, in der Einarbeitungsphase der entsprechenden Nachschulung die notwendige Zeit zu opfern. Für Fremdsprachen gibt es sogenannte Crash-Kurse, in denen vom ersten Moment an kein deutsches Wort mehr gesprochen wird, man lernt sehr schnell. Für die Kosten würden selbstverständlich wir aufkommen.«

Es war praktisch die Einstellung, fand sie und versicherte eilig, dass sie selbstverständlich jede freie Minute in die Einar-

beitungsphase investieren werde. Herr Bischoff lächelte erfreut und begleitete sie zur Tür seines Büros.

»Sie hören bald von uns«, versprach er.

Wie auf Wolken durchquerte sie den Empfangsraum, lächelte der jungen Frau hinter dem Acrylschreibtisch zu wie einer lieben Kollegin und schaute sich um, als sei sie schon halb daheim.

Ehe sie den Ausgang erreichte, geschahen zwei Dinge gleichzeitig. Das Telefon auf dem Acrylschreibtisch klingelte, und eine Bürotür wurde geöffnet. Sie stockte unwillkürlich, drehte sich noch einmal um. Die Empfangsdame griff nach dem Hörer, sagte: »Behringer und Partner, Sie sprechen mit Frau Luici.« Und in der Bürotür erschien ein Mann.

Sie lächelte ihn an in der Hoffnung, seinen Blick einzufangen und die Entscheidung der Geschäftsleitung positiv zu beeinflussen. Dass er wichtig war, suggerierte allein seine imposante Erscheinung. Er hatte eine ausgeprägte Stirnglatze und war fast zwei Meter groß. Mit seinem massigen Körper verdeckte er einen Großteil der luxuriösen Einrichtung sowie zwei Besucher in einer Sitzecke. Für sie hatte er nur einen desinteressierten Blick, wandte sich an die Empfangsdame.

Frau Luici sagte gerade ins Telefon: »Herr Behringer ist in einer Besprechung. Möchten Sie es später noch einmal versuchen?« Der Zweimetermann erkundigte sich, wer am Apparat sei. Frau Luici deckte den Hörer mit einer Hand ab und flüsterte zudem auch noch: »Hardenberg.«

»Geben Sie her«, verlangte der Mann, offenbar Behringer. Er riss Frau Luici den Hörer förmlich aus der Hand und erkundigte sich überschwänglich: »Hallo, Philipp, was gibt's denn?« Im selben Atemzug forderte er die Empfangsdame auf, Getränke für die Kunden in seinem Büro zu holen. Frau Luici sprang auf und eilte in einen Nebenraum, dem Anschein nach die Teeküche.

Susanne ließ den Blick nicht von dem Riesen am Telefon und sah ihn stutzen. Mit gerunzelter Stirn schaute er kurz zu ihr hin, als wundere er sich, dass sie sich nicht von der Stelle bewegte. »Auf welch verschlungenen Wegen ist das denn bis zu dir gedrun- gen?«, fragte er dabei und Sekunden später: »Darf ich erfahren, was an diesem Objekt für dich so interessant ist?«

Dann lauschte er wieder, lachte kurz und erklärte: »Das ließe sich bei entsprechender Gegenleistung wohl regeln. Wir haben noch andere Angebote und hatten kürzlich einen Wasserschaden.« Während er seinem Gesprächspartner erneut zuhörte, lächelte er sie endlich an.

Sie nickte ihm einen Gruß zu und ging mit einem erleichterten Atemzug zur Tür. Als sie die Straße erreichte, fühlte sie ein leises Bedauern, das Angebot ihrer Doppelgängerin ausgeschlagen zu haben. Sie war sehr euphorisch gestimmt und meinte nun, sie hätte sich doch nichts vergeben, einen Kaffee mit Nadia Trenkler zu trinken, vielleicht einen Eiskaffee.

Was für ein heißer Tag. Die Zunge klebte ihr immer noch am Gaumen, und jetzt wurde es ihr wieder bewusst: Sorgen um den dürftigen Inhalt ihres Portemonnaies hätte sie sich kaum machen müssen. Nadia Trenkler hätte sie garantiert eingeladen und anschließend vielleicht sogar heimgefahren. Sie hätte ihren alten Pumps keine weiteren sieben Kilometer zumuten müssen.

Am frühen Abend erreichte sie ihre schäbige Wohnung in der Kettlerstraße. Anderthalb Zimmer – in dem halben war gerade genug Platz für ein schmales Bett und einen ebensolchen Kleiderschrank –, Miniküche mit Minibalkon, ein winziges Duschbad und der Quadratmeter hinter der Wohnungstür, der im Mietvertrag hochtrabend *Diele* genannt wurde. Vor dem Fenster ratterte gerade ein Nahverkehrszug vorbei. Nachdem der Lärm verklungen war, riss sie das Fenster auf, ging in die Küche und trank zwei Gläser Wasser.

Um sieben kochte sie ihre Nudelration. Um acht schaltete sie den Fernseher ein, streckte sich auf der Couch aus und träumte von der Zukunft. Wenn sie wieder über ein regelmäßiges Einkommen verfügte, das Loch in der Alterssicherung ihrer Mutter gestopft und einen Notgroschen auf die Seite gelegt hatte, wollte sie einen neuen Kühlschrank kaufen, sich eine größere, vor allem ruhige Wohnung suchen und vielleicht mal in Urlaub fahren.

Am Freitag traf sie bei den Briefkästen mit Heller zusammen. Sie wusste bloß seinen Nachnamen, und außer ihm kannte sie im Haus nur ihre unmittelbare Nachbarin Jasmin Toppler näher. Mit Jasmin verstand sie sich gut, sie grüßten sich, wechselten ein paar Worte, wenn sie sich zufällig im Treppenhaus begegneten. Jasmin Toppler war Ende zwanzig, hatte ein energisches, aber freundliches Wesen. Heller dagegen war ein widerlicher Kerl, dem sie lieber aus dem Weg ging. Keine Gelegenheit ließ er aus, sie anzupöbeln. Er war etwa in ihrem Alter, wirkte aber wie Ende vierzig und lebte in der Straßenwohnung im zweiten Stock. Im Haus ging das Gerücht, er sei mehrfach vorbestraft wegen Autodiebstahl, Körperverletzung und versuchter Vergewaltigung.

Mit einer Bierdose in der Hand stand er bei der offenen Haustür, als sie die Treppen hinunterkam, um ihren Briefkasten zu kontrollieren. Heller hörte ihre Schritte und drehte sich um. Mit der freien Hand zeigte er hinaus auf die Straße.

»Geiler Schlitten«, sagte er.

Was er meinte, blieb ihr verborgen. Und da er normalerweise sie mit Ausdrücken wie geil, scharf oder heiß belegte, beachtete sie ihn nicht.

»Ein alter MG«, erklärte er gewichtig. »Hab ich vom Fenster aus gesehen. Der fährt jetzt schon zum dritten Mal hier vorbei. Und so langsam, als ob er was sucht.«

Er trat einen Schritt auf die Straße hinaus, teilte mit: »Jetzt hält er«, und verrenkte sich fast den Hals. Offenbar ging es um ein Auto, das ein Stück vom Haus entfernt angehalten hatte.

Sie war erleichtert, dass seine Beobachtung ihn beschäftigte und er sie nicht wie sonst mit obszönen Sprüchen belästigte. Der Briefkasten war leer, für eine Reaktion von Behringer und Partner war es ja auch noch viel zu früh. Sie beeilte sich, wieder hinauf in ihre Wohnung zu gelangen, ehe Hellers Interesse an dem Auto erlahmte und er sich auf sie besann.

Wenig später klopfte es an ihre Wohnungstür. Es war nicht Heller, wie befürchtet, sondern ein junger Mann, der eine Umfrage zum Thema Arbeitslosigkeit machte. Heller stand ein Stück tiefer auf dem Treppenabsatz und gaffte hinauf. Sie bat den jungen Mann nur herein, um Hellers stierem Blick zu entkommen.

Unaufgefordert nahm der Mann auf der Couch Platz und bat um ein Glas Wasser. Der Freitag war ebenso heiß wie der Donnerstag, deshalb war an dieser Bitte nichts Ungewöhnliches. Nachdem sie ihm ein Glas gebracht hatte, kreuzte er auf einem Fragebogen ihre Antworten an und stellte für die Statistik noch etliche Fragen zur Person, ganz allgemein und anonym, wie er versicherte. Geburtsdatum, Geburtsort, verheiratet, verwitwet, geschieden, Zahl der Kinder, Schul- und Berufsausbildung, Geburts- und eventuell Todesdaten der Eltern, Geschwister und so weiter.

Natürlich sagte sie ihm nicht die Wahrheit. Die erzählte sie nicht einmal mehr ihrer Mutter. Agnes Runge glaubte, sie habe eine gut bezahlte Stellung in einer kleinen Firma. Dem angeblichen Meinungsforscher erklärte sie, als Sekretärin in einem renommierten Maklerbüro beschäftigt zu sein. Bei den Hoffnungen, die der nette Herr Bischoff ihr am vergangenen Tag gemacht hatte, war das ihrer Ansicht nach nicht völlig gelogen,

nur ein bisschen hochgestapelt und der Zeit ein wenig vorgegriffen.

Als der Meinungsforscher sich daraufhin skeptisch umschaute, erzählte sie ihm auch noch, sie sei verpflichtet, ihrem geschiedenen Ehemann Unterhalt zu zahlen, und unterstütze darüber hinaus ihre bedürftige Mutter, da bliebe für sie selbst nicht viel übrig.

Als müsse sie für ihre Lügen bestraft werden, war der Briefkasten samstags nicht leer. Einer der vertrauten und verhassten großen Umschläge steckte darin. Ihre Finger zitterten schon, als sie ihn aus dem Kasten nahm und den Firmenstempel erkannte. Auf der Treppe nach oben zitterten ihr auch die Knie. In ihrem Innern tobte etwas, für das es keinen Namen gab. Enttäuschung wäre zu gelinde ausgedrückt.

Nach nur zwei Tagen bekam sie ihre Bewerbungsunterlagen mit freundlichen Grüßen von Behringer und Partner zurück. Es hatte sie gefreut, sie kennenzulernen, sie bedauerten, ihr mitteilen zu müssen, dass sie sich anderweitig entschieden hatten, und wünschten ihr viel Glück für die Zukunft. Sie verstand es nicht, wo der nette Herr Bischoff doch erklärt hatte, ihre Einstellung sei praktisch beschlossene Sache.

Den Rest des Tages verbrachte sie vor dem Fernseher. Sie hatte eigentlich einen Spaziergang machen wollen, befürchtete jedoch, über kurz oder lang in Tränen auszubrechen. Das wollte sie nicht auf der Straße tun.

Am Sonntag besuchte sie ihre Mutter. Die vierzig Kilometer zum Seniorenwohnheim legte sie mit Johannes Herzog zurück. Seine Großmutter war eine Nachbarin ihrer Mutter. Irgendwann hatte es sich ergeben, dass Johannes ihr eine Heimfahrt anbot. Seitdem kam er – wenn er nicht gerade ein Problem mit seinem Wagen hatte – pünktlich jeden zweiten Sonntag um vierzehn Uhr.

Johannes war Mitte zwanzig und studierte sporadisch etwas Technisch-Wissenschaftliches. Die meiste Zeit arbeitete er als Stuntman für eine Fernsehserie, in der hauptsächlich wilde Verfolgungsjagden und Karambolagen gezeigt wurden. Dementsprechend fuhr er sein Auto, einen alten BMW, der erstaunlicherweise keine nennenswerten Dellen oder Kratzer im Lack hatte. Häufig wurde ihr auf dem Beifahrersitz übel. Aber es kostete nichts, mit Johannes zu fahren.

Die Enttäuschung über Behringer und Partner bohrte unverändert in ihr. Dennoch gingen ihr in den Stunden mit ihrer Mutter die üblichen Märchen flüssig über die Lippen. Der Stress in der Firma, in der sich alle auf sie verließen und nichts funktionierte, wenn sie sich nicht kümmerte. Ein Theaterbesuch mit ihrer Freundin Jasmin Toppler. Und der nette Herr Heller aus dem zweiten Stock hätte sie für den kommenden Samstag zum Essen eingeladen.

Dem widerlichen Heller hatte sie eigens für ihre Mutter einen lukrativen Beruf, beste Umgangsformen und ein angenehmes Äußeres angedichtet. Sie sei aber nicht sicher, ob sie mit ihm ausgehen solle, sagte sie. Innerlich habe sie das Scheitern ihrer Ehe noch nicht verarbeitet. Letzteres entsprach den Tatsachen.

Es gab Momente, in denen sie Dieter Lasko inbrünstig hasste. Er hatte Karriere gemacht, war als freier Journalist für diverse Zeitungen oder Nachrichtenagenturen tätig und arbeitete auch noch erfolgreich als Sachbuchautor. Während sie drei Jahre nach der Scheidung nicht mehr ein noch aus wusste, schrieb er an einem Buch über die Hintergründe des Palästinenserkonflikts. Sein letztes, über radikal islamische Fundamentalisten, war zehn Wochen lang in den Bestsellerlisten gewesen und musste ihm ein Vermögen eingebracht haben.

Sie hatten keinen Kontakt. Trotzdem wusste sie genau, wie es

ihrem Exmann ging und was er gerade so machte. Manchmal sah sie ihn im Fernsehen, manchmal las sie in der Wochenendausgabe der Tageszeitung, die sie wegen des Stellenmarktes regelmäßig kaufte, ein Interview mit ihm oder einen Bericht über ihn.

Vielleicht hätte er ihr aus der Patsche geholfen, angeboten hatte er es bei der Scheidung: »Wenn du Hilfe brauchst ...« Doch das ließ ihr Stolz nicht zu. Da ging sie lieber montags zur Bank, weil sie es nun mal nicht online im stillen Kämmerlein erledigen konnte, füllte eilig und nervös die Überweisung aus und transferierte fünfhundert Euro vom Konto ihrer Mutter auf ihr eigenes. Hundert davon nahm sie in bar mit. Und nun stand sie mit zweitausend in der Kreide.

Dienstags machte sie einen langen Spaziergang und setzte ihre Hoffnung auf den nächsten Stellenmarkt. Und mittwochs fand sie das weiße Kuvert in ihrem Briefkasten. Ihr Name und ihre Adresse waren in Druckbuchstaben von Hand geschrieben. Ein Absender fehlte. Die Briefmarke war in der Stadt abgestempelt. Noch im Treppenhaus riss sie den Umschlag auf. Im Hinaufsteigen faltete sie ein bedrucktes Blatt auseinander und las:

»Liebe Susanne Lasko,

Sie haben Nein gesagt, das möchte ich Ihrer Verblüffung und Ihrer verständlichen Eile zuschreiben. Akzeptieren kann ich es nicht. Wenn die Natur sich solch einen Scherz erlaubt, muss man die Chance bekommen, wenigstens einmal gemeinsam darüber zu lachen. Ich bin am Freitag um 15 Uhr im Café an der Oper (Terrasse) und würde mich sehr freuen, wenn Sie die Zeit fänden, auf einen Kaffee vorbeizuschauen. Wenn Sie nicht wissen wollen, wer ich bin, ich wüsste gerne, wer Sie sind und wie Sie

leben. Nicht allzu gut, hatte ich den Eindruck. Vielleicht kann ich etwas tun, um das zu ändern.

Mit herzlichem Gruß

Nadia Trenkler«

Wo Nadia Trenkler ihren Namen und ihre Anschrift erfahren hatte, war klar. Es gab nur eine Möglichkeit: Behringer und Partner. So wie sie ausgesehen hatte, betrieb Nadia Trenkler vielleicht eine eigene Firma im selben Gebäude, kannte Herrn Bischoff, Frau Luici, vielleicht sogar Behringer persönlich oder den Partner, hatte nachgefragt und erfahren, dass ihre Doppelgängerin den Job nicht bekommen hatte. Und womöglich suchte sie selbst händeringend nach einer zuverlässigen Schreibkraft.

Der Freitag begann mit vergeblichen Versuchen, die wahn-sinnigen Hoffnungen zu dämpfen. Eine halbe Stunde lang beschäftigte sie sich mit dem dürtigen Inhalt ihres Kleiderschranks und entschied sich für einen hellen Baumwollrock und ein dunkelblaues T-Shirt. Sie fand, sie sähe sommerlich frisch und nicht allzu ärmlich aus.

Um zwei ging sie los, bis unter die Haarwurzeln erfüllt von der verrückten Erwartung auf ein Wunder. Pünktlich um drei erreichte sie das Café an der Oper, suchte mit Blicken die Terrasse ab. Von Nadia Trenkler war nichts zu sehen. An den Tischen saßen überwiegend ältere Damen. Sie setzte sich an einen freien Tisch. Der herbeieilenden Serviererin erklärte sie, sie sei verabredet und möchte mit der Bestellung noch warten.

Nadia Trenkler kam eine halbe Stunde zu spät, der Sonne zum Trotz bekleidet mit einem dunkelgrauen Hosenanzug, die pralle Dokumentenmappe unter den linken Arm geklemmt, als käme sie aus einer Konferenz, die länger gedauert hatte als vorgesehen. Sie wirkte ein wenig abgehetzt. Während sie sich setzte, entschuldigte sie ihre Verspätung mit dem Verkehr in

der Innenstadt und der langwierigen Suche nach einem Parkplatz. Dann lächelte sie. »Freut mich, dass Sie gewartet haben.«

Die Bedienung kam. Nadia bestellte zwei Kännchen Kaffee und zweimal Obsttorte. »Entschuldigen Sie meine Eigenmächtigkeit«, bat sie. »Aber was soll man sonst essen bei der Hitze?«

Susanne nickte, dann saßen sie da.

»Tja«, sagte Nadia nach einer Weile gedehnt, »womit fangen wir an? Wie Sie heißen, weiß ich inzwischen. Wie ich heiße, hatte ich Ihnen gesagt und auch geschrieben. Und mehr wollen Sie von mir ja nicht wissen. Aber duzen könnten wir uns trotzdem, oder?«

Susanne nickte noch einmal. Kaffee und Torte wurden serviert. Die Torte war dick belegt mit saftigen Pflirsichhälften, Kirschen, Bananenstücken und grünen Trauben. Sie stach mit der Gabel das erste Stück ab, bemühte sich, nicht zu schlingen, und wartete auf das, was Nadia für sie tun konnte. Doch vorerst machte die Frau mit ihrem Gesicht keine Anstalten, ihr Angebot zur Sprache zu bringen. Direkt danach fragen mochte sie nicht, ein unverfängliches Thema fiel ihr auch nicht ein.

Als Nadia den zweiten Bissen Torte in den Mund schob, bemerkte Susanne den Ehering. Er war schmal und verschwand fast unter einem zweiten Ring, auf dem ein großer blauer Stein das Sonnenlicht zersplitterte.

»Sie sind – du bist verheiratet?«, erkundigte sie sich zögernd.

Nadia kaute gerade und nickte nur.

»Ich bin geschieden«, erklärte Susanne. »Seit drei Jahren. Er hat sofort wieder geheiratet und nur fünf Wochen später eine Tochter bekommen.« Das hatte sie nicht erzählen wollen. Die Scheidung erwähnen ja, um ihre familiäre Situation offenzulegen, aber nicht diesen Stachel im Fleisch. Seine Tochter!

Dieter hatte die Geburt des Kindes in halbseitigen Anzeigen bekannt gegeben – mit diesem schwülstigen Text: »*In einer Zeit*

der Hoffnungslosigkeit freuen wir uns, einen Lichtstrahl in die Welt gebracht zu haben: das Lächeln eines Kindes.« Das hatte geklungen, als habe sie ihn um den Messias betrogen. Dabei hätte sie gerne ein Kind bekommen, als sie noch verheiratet gewesen war.

»Wie lange warst du verheiratet?«, fragte Nadia. Ihr kam das Du flüssig und natürlich über die Lippen.

»Beinahe elf Jahre.«

»Das ist zu lange, um sich mit einem Lächeln für den Tritt in den Hintern zu bedanken«, stellte Nadia fest. »Aber manche Männer sind versessen darauf, Vater zu werden. Wenn du nicht willens oder in der Lage bist, wirst du abserviert.«

Sie ließ Nadia im Glauben, eine taube Nuss zu sein. Vielleicht war sie inzwischen auch eine. Ihr Zyklus war seit der Scheidung sehr unregelmäßig. Oft rührte sich monatelang nichts. Aber ohne Mann lohnte es nicht, darüber nachzudenken, und ohne Krankenversicherung ließ sich auch nichts dagegen unternehmen.

Nadia erwähnte noch kurz, dass sie mit ihrem Mann mehr Glück hatte. Ihm lag nichts an Nachwuchs. Damit hakte sie das Thema Ehe ab und erkundigte sich nach Susannes Eltern. Um auszuschließen, wie sie scherzhaft betonte, dass sie – und sei es nur um siebenundzwanzig Ecken – doch miteinander verwandt wären. Sie gruben sich durch bis zu den Urgroßeltern, über die Susanne nur wusste, dass es ehrliche und rechtschaffene Leute gewesen waren. Mit Onkeln und Tanten konnte sie nicht dienen.

Das Gespräch nahm einen Verlauf, der nicht geeignet war, ihre Erwartungen zu erfüllen. Nadia beherzigte die nachdrückliche Erklärung, nicht wissen zu wollen, wer sie war. Susanne erfuhr weder mit wem oder wie lange Nadia verheiratet war, noch wo sie lebte oder was sie beruflich tat.

Es musste eine einträgliche Beschäftigung sein. Nadias Geld stach bei jeder Bewegung ins Auge. Der protzige Ring, ein Paar

Brillantohrstecker, ein goldenes Feuerzeug und ein goldenes Zigarettenetui, das Nadia ihr hinhielt, nachdem sie ihr Tortenstück verzehrt hatte. Sie lehnte ab.

»Du rauchst nicht«, stellte Nadia fest, es schwang Neid mit.
»Wie macht man das? Ich weiß nicht, wie oft ich schon versucht habe, es mir abzugewöhnen, vor allem seit Raucher immer weiter ins Abseits gedrängt werden und überall nur noch vor den Türen stehen dürfen.«

»Gar nicht erst anfangen«, sagte Susanne.

Drei Zigaretten rauchte Nadia zu ihrer zweiten Tasse Kaffee. Dann winkte sie die Serviererin heran, zahlte und gab ein großzügiges Trinkgeld. Sekundenlang wurde Susanne beim Anblick der scheinbar prall gefüllten Börse geschüttelt von einem Chaos widersprüchlicher Empfindungen. Es war eine ekelhafte Mischung aus Gier, Neid und Scham.

»Du hast hoffentlich noch Zeit?«, erkundigte sich Nadia.
»Ich dachte, wir fahren ein bisschen ins Grüne. Da können wir ungestört reden.« Sie nickte andeutungsweise zu zwei älteren Damen hinüber, die dem Anschein nach über sie beide tuschelten.

Zeit hatte Susanne im Überfluss. Ins Grüne fahren klang auch nett. Und ungestört reden ... Es war also noch Hoffnung.

Das Auto, für das Nadia so lange nach einem Parkplatz hatte suchen müssen, erwies sich als äußerst wendiges Gefährt, das auch in kleine Lücken passte. Ein weißer Porsche. Susanne machte es sich auf dem Beifahrersitz so bequem wie möglich und musterte Nadias Gesicht mit verstohlenen Seitenblicken. Es war ein sonderbares Gefühl, als säße sie neben sich selbst. Auf der Cafétterasse hatte sie es nicht so empfunden. In der Enge des Wagens wurde es übermächtig und erdrückend.

Am Armaturenbrett haftete ein winziger Bilderrahmen mit einem lachenden Männergesicht. Sympathischer Typ, Ende zwanzig, schätzte Susanne. Wehendes Blondhaar in irgendeinem Wind, gerade Nase, schmaler Mund. Mehr an Einzelheiten war auf dem kleinen Foto nicht zu erkennen.

»Dein Mann?«, fragte sie, hielt es für ein Jugendfoto.

Und Nadia sagte: »Wer sonst? Das war vor zwei Monaten, inzwischen sind die Haare wieder kürzer. So eine Mähne leistet er sich nur im Urlaub. Magst du segeln?«

Susanne zuckte mit den Achseln und schluckte heftig. Vor zwei Monaten! Auf einem Segelboot! Quatsch! Eine Nadia Trenkler passte nicht auf ein Boot. Es war eine weiße Segeljacht gewesen. Nadia hatte an Deck in der Sonne gelegen, und der blonde Mann hatte ihr den Rücken eingeeilt.

Nach gut einer Stunde hielten sie auf einem kleinen Parkplatz, von dem ein Wanderweg in den Wald führte. Nadia nahm die Dokumentenmappe und ihre Handtasche von der Rückbank und beides mit auf den Spaziergang.

Dann schlenderten sie durch grün gefilterte Schatten. Und Susanne streute nach und nach ihr gesamtes Leben auf die trockene Erde. Nach der anfänglichen Einsilbigkeit ging es bald flüssig. Im Hinterkopf tickte die Hoffnung auf ein Arbeitsangebot. Doch davon abgesehen tat es auch irgendwie gut, nach all den Lügen der letzten Monate einmal auszusprechen, wie es tatsächlich gewesen war.

Sie hatte eine gute Startposition gehabt, liebevolle Eltern, gute Schulnoten, gute Beurteilungen während ihrer Ausbildung zur Bankkauffrau. Ihr Vater war stolz auf sie und sah sie bereits als Leiterin einer Bankfiliale. Sie träumte von Hochzeit und einem Kind oder zwei.

An Verehrern hatte es ihr nicht gemangelt. Aber schon mit

einundzwanzig hatte sie Dieter Lasko kennengelernt. Er schrieb damals als freier Mitarbeiter für den *Stadtanzeiger* und verdiente kaum die Butter aufs Brot. Wenn sie ausgingen, dann immer auf ihre Kosten. Zwei Jahre später heirateten sie, sie zog aus dem Elternhaus ins Haus seiner Mutter. Und das war der Anfang vom Ende gewesen.

Natürlich war es nicht allein Dieters Schuld. Ein Banküberfall, bei dem sich später herausgestellt hatte, dass er mit einer Spielzeugpistole durchgeführt worden war, veranlasste sie ein knappes Jahr nach der Hochzeit, ihren Beruf aufzugeben.

Dieter hatte mittlerweile eine feste Anstellung. Und es wäre ja das richtige Alter für ein Kind gewesen. Doch Mutter zu werden, war ihr nicht vergönnt, weil ihre Schwiegermutter kurz darauf einen Schlaganfall erlitt und zum Pflegefall wurde. Und wenige Monate später gab Dieter seinen Job beim *Stadtanzeiger* wieder auf, zog als freier Journalist in Krisengebiete, war oft monatelang unterwegs. Vermutlich, um dem Kleinkrieg daheim zu entgehen.

Fast neun Jahre lang versorgte sie Haushalt und Garten und las ihre Schwiegermutter über romantische Berge, durch unzählige Täler und die Schlösser der Fürsten, die sich in ihre Dienstmädchen verliebten. Dieter lernte währenddessen an vorderster Front die blutige Seite der Welt kennen und stellte bei seinen seltenen Besuchen daheim regelmäßig fest, dass sie allmählich völlig verblödete.

Als seine Mutter starb, hatten sie sich nichts mehr zu sagen. Dieter hatte in einem Krisengebiet eine andere kennengelernt: Ramie, eine Dolmetscherin, vierundzwanzig Jahre alt und bereits schwanger von ihm, als er sie mitbrachte. Susanne war vierunddreißig, kinderlos und überzeugt, nach all den Jahren den Schock des Banküberfalls restlos überwunden zu haben.

Als sie so weit gekommen war, stieß Nadia verächtlich die Luft aus und meinte: »Es gibt wirklich elende Schmarotzer. Erst starten sie auf Kosten ihrer Frau eine Bilderbuchkarriere, dann ziehen sie ihr das letzte Hemd aus.«

»Das nun nicht«, schwächte Susanne ab.

»Du sagtest doch, er war freier Journalist«, stellte Nadia fest. »Wenn er nicht mehr gearbeitet hat, musstest du ihn doch finanziell unterstützen.«

»Nein«, sagte sie. Dem Meinungsforscher hatte sie neulich etwas in der Art erzählt, daran dachte sie nicht mehr. »Ich hatte ja erst mal kein Einkommen. Er hat mir sogar freiwillig eine Abfindung gezahlt, nachdem wir die Scheidung eingereicht hatten, damit ich mir eine Wohnung in der Stadt suchen und mich einrichten konnte.«

»Ach so«, meinte Nadia. »Und seit der Scheidung hast du ihn nicht mehr gesehen?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Auch sonst keinen Kontakt, nicht mal ein Telefongespräch hin und wieder?«, wollte Nadia wissen.

»Ich habe kein Telefon.«

»Ein Handy hat doch heute jeder«, meinte Nadia.

»Ich nicht. Warum soll ich mir etwas anschaffen, was ich nicht brauche? Meine Mutter denkt immer gleich, es wäre etwas passiert, wenn man sie anruft. Und Dieter ... Wir hätten uns heute auch nicht mehr zu sagen als vor drei Jahren.«

Nadia nickte versonnen und schwieg. Nach einigen Sekunden erzählte Susanne weiter. Sie hatte sich nach der Trennung mit Herzklopfen und einem Schlückchen Doppelkorn zur Beruhigung noch einmal bei ihrem früheren Arbeitgeber beworben. Ihr Vater hatte auf Doppelkorn in Stresssituationen geschworen. Es wirkte auch bei ihr. Man stellte sie erneut ein – für drei Monate.

Der erste Monat verging mit Einarbeitung, es hatte sich doch sehr viel verändert mit den Jahren, vor allem in technisch-elektronischer Hinsicht. Aber in der Bank kam sie mit den Computerprogrammen einigermaßen zurecht.

Im zweiten Monat übernahm sie bereits wieder eine Kasse. Manchmal war sie nervös, schaute mehr auf die Eingangstür als auf ihre Hände. Zweimal fehlte abends Geld, und beim zweiten Mal war es eine größere Summe.

Sämtliche Buchungen wurden überprüft. Der Filialleiter war wie sie der Überzeugung, dass es sich bei den fünftausend Euro, die sie einem Sparkonto gutgeschrieben hatte, in Wirklichkeit um eine Abhebung handeln musste. Sie setzten ihr Vertrauen in die Ehrlichkeit des Kunden, leider vergebens. Für den Schaden musste sie aufkommen. Das Geld sollte ihr in drei Raten vom Gehalt abgezogen werden. Doch dazu kam es nicht mehr.

Man versetzte sie von der Kasse an den Serviceschalter, wo sie die Kundenbetreuung übernahm. An einem Donnerstag ging sie mit einem älteren Herrn in den Keller. Er hieß Schrag, hatte ein Schließfach und kam regelmäßig am späten Donnerstagnachmittag, um etwas hineinzulegen oder herauszunehmen.

Herr Schrag war Inhaber eines Elektrofachbetriebs und bewegte sich damit am Rande des Existenzminimums. Auf seinen Konten sah es trüb aus. Ob es um sein Schließfach besser bestellt war, wusste niemand. An dem Donnerstag kam er mit einem braunen Umschlag vom Schließfach zurück, steckte ihn in die Innentasche seiner Jacke, folgte ihr hinauf in den Schalterraum.

Und da stand die Kassiererin mit bleichem Gesicht und räumte die Kassenfächer leer. Der Filialleiter und zwei ihrer Kollegen standen mit erhobenen Händen an den Schreibtischen. Und neben dem Filialleiter stand eine Gestalt von der Art, die sie vor Jahren mit einem Plastikding in Todesangst

versetzt hatte. Noch einmal wollte sie das nicht mit sich machen lassen.

Herr Schrag starrte den Maskierten an, öffnete den Mund, brachte aber nur ein Ächzen über die Lippen und fasste sich an die linke Brust. Sie dachte nicht eine Sekunde lang an den Umschlag in seiner Jackentasche, nur an ihren Vater und seinen plötzlichen Tod. Ungeachtet der Pistole, die sie für ebenso harmlos hielt wie die erste, stellte sie sich vor Herrn Schrag und schob ihn rückwärts zum Ausgang. Der Maskierte fuchtelte wild mit seiner Waffe. Der Filialleiter rief entsetzt: »Um Gottes willen, Frau Lasko, machen Sie doch keine Dummheiten!«

Sie rief zurück: »Keine Sorge. Das Ding ist nicht echt. Damit kenne ich mich aus.«

Der Filialleiter glaubte ihr und schlug dem Maskierten auf den ausgestreckten Arm. Danach ging alles sehr schnell. Sie hörte einen scharfen Knall, sah auf dem weißen Hemd des Filialleiters einen roten Fleck, der rasch größer wurde, hörte die KassiererIn durchdringend schreien, sah die ungläubige Miene des Filialleiters und wie er sich an die verletzte Schulter fasste. Und die Mündung zeigte bereits wieder auf sie. Herr Schrag blieb unverletzt, weil sie auf ihn fiel, als der Maskierte ...

»Erzähl mir nicht, er hat auf dich geschossen«, unterbrach Nadia sie atemlos und entsetzt.

»Nein.«

Versucht hatte er es, aber die Pistole hatte nach dem ersten Schuss eine Ladehemmung. Der Maskierte versetzte ihr mit der Hand einen Hieb gegen den Hals, der sie von den Beinen holte. Dann schleifte er sie mit, stieß sie in ein Auto, fuhr mit ihr zu einer Fabrikruine, drückte dort noch zweimal erfolglos ab, drosch dann aus Wut mit dem Pistolengriff auf sie ein und zischte: »Wenn du dich rührst, knall ich dich ab.«

Natürlich rührte sie sich, nachdem er weg war. Geraume

Zeit – es waren volle zwei Tage gewesen – kroch sie orientierungslos, mit einer Schädelfraktur, gequält von rasenden Kopfschmerzen zwischen Trümmern und Gerümpel umher, ohne den Weg ins Freie zu finden. Zwischendurch verlor sie wohl auch noch mehrfach das Bewusstsein. Irgendwann beugte sich jemand über sie. Sie dachte, der Maskierte sei zurückgekommen. Aber es war nur ein Obdachloser, der die Nacht in der Ruine verbringen wollte und zufällig über sie stolperte. Seitdem war sie nicht mehr fähig, ihren erlernten Beruf auszuüben, wurde schon beim Gedanken, eine Bank betreten zu müssen, nervös.

Wie es weitergegangen war, erzählte sie nur ungerne. Es war nicht sehr schmeichelhaft für sie. Die Stelle bei der Versicherung, wo sie an den neuen Computerprogrammen kläglich gescheitert war, übersprang sie. Es war auch nur eine sehr kurze Zeit gewesen, drei Wochen. Sie kam gleich auf ihre Tätigkeit für Herrn Schrag zu sprechen.

Der alte Mann fühlte sich ihr verpflichtet, und bei genauerer Betrachtung florierte sein Unternehmen. Bisher hatte seine Frau sich um die Büroarbeit gekümmert. Nun war die erkrankt, und er brauchte einen vertrauenswürdigen Ersatz, der so viel wie möglich per Telefon, also mündlich erledigte und Zeit genug hatte, sich in Windows XP einzuarbeiten, um hin und wieder ein Angebot oder eine Rechnung zu schreiben. Einen Arbeitsvertrag bot er ihr nicht, Handschlag genügte. Auf dieser Basis beschäftigte Herr Schrag noch fünf Leute, nur zwei Elektriker waren fest angestellt.

Sie bekam zwölfhundert Euro – bar auf die Hand. Davon konnte sie leben, spielte sogar mit dem Gedanken, eine Krankenversicherung abzuschließen. Aber darauf verzichtete sie dann doch, es hätte fast die Hälfte ihres Einkommens verschlungen. Und abgesehen von Kopfschmerzen bei körperlicher Anstren-

gung fühlte sie sich gesund, legte lieber etwas für später auf die Seite.

So machte Herr Schrag das auch. Mit Blick auf die maroden Staatsfinanzen hielt er es für sinnvoller, wenn jeder Mensch persönlich Vorsorge fürs Alter traf. Privatkunden, das waren die meisten, konnten bar zahlen und bekamen dafür einen Nachlass in Höhe der Mehrwertsteuer.

Von diesen Einnahmen wurden Susanne und die fünf anderen freiberuflich Tätigen entlohnt. Der Rest wanderte in einen der Umschläge, für den sie ihren Kopf hingehalten hatte. Seine Rücklagen ließ Herr Schrag per Boten ins Ausland schaffen. Das erzählte er ihr auch freimütig. Er vertraute ihr wirklich vollkommen, bis im Januar dieses Jahres der Bote auftauchte.

Röhrler hieß er. Wie oft Röhrler schon an einem Donnerstagabend in der Firma Schrag erschienen war, um einen Umschlag abzuholen, wusste sie nicht. In der Januarwoche kam er erst freitags um die Mittagszeit, weil er eine Wagenpanne gehabt hatte.

Er sah sie und stutzte. »Was machen Sie denn hier?«, erkundigte er sich verblüfft und begann zu grinsen. »Das nenne ich einen Abstieg. Aber so ist das, wenn man in die Kasse greift und sich erwischen lässt. Danach geht's bergab.«

Dass Röhrler sie verwechselte, der Gedanke hätte ihr Anfang des Jahres noch gar nicht kommen können. Sie war überzeugt, er habe in der Zeitung über sie gelesen. Während sie nach dem zweiten Überfall noch in der Fabrikruine herumgekrochen war, war ein sehr ungünstiger, sogar rufschädigender Bericht erschienen – mit einem Foto von ihr. Die beiden Fehlbeträge waren erwähnt, es war sogar spekuliert worden, sie habe mit dem Täter gemeinsame Sache gemacht, um zu verschleiern, dass sie Gelder veruntreut habe. Später hatte man einen Widerruf drucken müssen, aber der war vermutlich keinem Menschen aufgefallen.

Sie wollte die Sache klarstellen. Doch ehe sie dazu kam, erschien Herr Schrag. Und Röhrler erzählte ihm, sie habe in der Bank tüchtig in die eigene Tasche gewirtschaftet.

Nadia schaute mit unbewegter Miene auf den Weg vor ihnen, als Susanne Röhrlers Worte wiedergab. »Es waren Fehlbuchungen«, versicherte sie anschließend. »Ich hätte doch für ein paar Tausend Euro nicht meine Stelle riskiert.«

»Schon gut«, beschwichtigte Nadia. »Du brauchst dich vor mir nicht zu rechtfertigen. Wie hat Schrag reagiert?«

»Er hat mich rausgeworfen.«

Nadia schüttelte verständnislos den Kopf. »Und das hast du dir bieten lassen? An deiner Stelle hätte ich gesagt: *Lieber Herr Schrag, ich bestehe nicht darauf, weiter für Sie zu arbeiten. Ich bekomme ab sofort dreitausend im Monat. Wenn Sie pünktlich zahlen, werden Sie feststellen, wie verschwiegen ich sein kann.*«

Susanne schwieg. Der Gedanke an Erpressung war ihr nie gekommen. Nadia betrachtete sie nachdenklich von der Seite. »Und wovon lebst du seitdem?«

Sie war nahe daran, auch in diesem Punkt die Wahrheit zu gestehen. Aber dann wollte das »Ich bestehle meine Mutter« doch nicht über die Lippen. »Ich hatte Rücklagen«, sagte sie.

Nadia warf einen Blick zu den Baumwipfeln hinauf. Darüber war der Himmel immer noch von einem satten, tiefen Blau. »Gehen wir zurück«, schlug sie vor. Über das, was sie für Susanne tun könnte, hatte sie nicht gesprochen.

Nadia bot an, sie heimzufahren. Susanne dirigierte sie stattdessen zu einem Kino unter dem Vorwand, in die Spätvorstellung zu wollen. Es wäre zu peinlich gewesen, in der Kettlerstraße fragen zu müssen: »Möchtest du noch mit hinaufkommen?«

Vor dem Kino stieg sie aus und sagte mit von Enttäuschung belegter Stimme: »Es war ein netter Nachmittag.«

Nadia hing über den Beifahrersitz gebeugt, um zu ihr ins Freie schauen zu können. »Ja, fand ich auch.« Dass sie ihn unbedingt wiederholen müssten, sagte sie nicht. Kein »Auf Wiedersehen«, kein »Bis bald«, nur ein: »Tschüs dann.«

Susanne warf die Autotür zu. Der Motor heulte auf, der weiße Flitzer verschwand nach wenigen Sekunden aus ihrem Blickfeld, als könne Nadia nicht schnell genug Abstand zwischen sich und ihr ärmliches Ebenbild bringen. Und plötzlich schämte sie sich für die Offenheit, mit der sie erzählt, für den Heißhunger, mit dem sie die Obsttorte verzehrt hatte, schämte sich entsetzlich für den gesamten Nachmittag und die verrückten Hoffnungen.

Für den Heimweg ließ sie sich viel Zeit. Erst nach Mitternacht erreichte sie das heruntergekommene Mietshaus, dem sie so gerne den Rücken gekehrt hätte. Die Haustür war wie üblich nur angelehnt. Aus Hellers Wohnung drang erbärmliches Stöhnen, begleitet vom Schnalzen einer Peitsche und rauem Männerlachen. Im Vorbeigehen spürte sie ein Frösteln. Sie beeilte sich, die letzten Stufen zu nehmen, verschloss ihre Wohnungstür, ging unter die Dusche, putzte minutenlang die Zähne, legte sich ins Bett und fragte sich, ob Nadia inzwischen ebenfalls daheim war und wie dieses Daheim beschaffen sein mochte.

Ohne zu schlafen, träumte sie sich in eine schneeweiße Villa an irgendeiner Küste. Das war aber nur ihr Ferienhaus, vor dem eine Segeljacht ankerte. Eine Weile lag sie an Deck in der Sonne und ließ sich von dem blonden Mann einölen, dann sprang sie ins Meer, um sich zu erfrischen. Dass sie nicht schwimmen konnte, spielte in diesem Traum keine Rolle.

Als sie endlich einschlief, träumte sie von ihrem Vater. Sie saßen gemütlich am Kaffeetisch, unterhielten sich. Mitten in einem Satz fasste er sich an die Brust und bekam diesen ratlos erstaunten Ausdruck in die Augen. Dann fiel er vornüber und

war tot – von einer Sekunde zur anderen –, mit nur siebenundfünfzig Jahren. Und sie schrie und schrie, konnte gar nicht aufhören.

Mit einem Schlag war sie wieder hellwach, hörte den alten Kühlschrank blubbern, den Frühzug vorbeifahren und im Geist Nadias Stimme. Es stach entsetzlich, weil es ganz danach aussah, als habe Nadia Trenkler nicht mehr von ihr gewollt als ein paar unterhaltsame Stunden, um vielleicht anschließend mit ihrem Mann über die Launen der Natur zu lachen. Tschüs dann!

Doch das war ein Irrtum. Schon wenige Tage später kam ein weiterer Brief von Nadia. Diesmal schrieb sie:

»Liebe Susanne,
bei mir liegen einige Sachen, die ich nicht unbedingt brauche. Kein alter Plunder, bitte, versteh mich nicht falsch. Die Sachen sind in Ordnung, ich trage sie nur nicht mehr. Dir müssten sie passen. Ich will Dir nichts aufdrängen, und Du sollst Dich nicht fühlen wie eine Almosenempfängerin. Wenn Du nicht willst, sagst Du einfach Nein, und wir vergessen mein Angebot. Treffen wir uns doch wieder im Café an der Oper, Freitag, 15 Uhr, Nadia«

Es war Donnerstag, nicht viel Zeit zu überlegen. Nur eine Nacht, um es zu überschlafen. Wollte sie Nadias abgelegte Kleider? Nein. Was sie wollte, würde Nadia ihr niemals freiwillig geben. Sie wollte Nadias Beruf, Nadias Auto, Nadias Geld. Nadias Leben.

Den Nachmittag verbrachte sie mit fürchterlichen Gedankenpielereien. Am Anfang standen ein Waldspaziergang, ein dicker Knüppel oder Stein, eine eilig ausgehobene Grube im Unterholz

und dann ein Unfall mit dem Porsche. Danach könnte sie Nadias Mann erzählen, sie habe eine totale Amnesie erlitten.

Kurz darauf könnte sie die Scheidung einreichen. Damit wären zwei Fliegen mit einer Klappe geschlagen, sie müsste sich nicht mit einem Mann auseinandersetzen, von dem sie nur wusste, dass er sich nichts aus Kindern machte, und sie wäre ein Fahrzeug los, das ihr suspekt war. Seit rund dreizehn Jahren hatte sie nicht mehr hinter dem Steuer eines Wagens gesessen. Da musste man nicht gleich mit einem Porsche anfangen.

Freitags kam sie etwas zu spät, weil Heller sie im Treppenhaus abfing. Er stellte sich ihr auf dem Absatz zwischen erstem und zweitem Stock in den Weg und erkundigte sich mit anzüglichen Grinsen, ob ihr nach den beiden Milchbubis nicht mal der Sinn nach einem richtigen Kerl stünde. Ständig erging er sich in der Vermutung, Johannes Herzog sei ihr Liebhaber. Heller hatte schon häufig von seinem Fenster aus beobachtet, wie sie sonntags zu Johannes in den BMW stieg.

Sie wollte an ihm vorbei. Er packte ihren Arm, hielt sie fest und brachte sein Gesicht nahe an ihres heran. Wie üblich stank er nach Schweiß und Bier, zischte die gewohnten Obszönitäten und versprühte dabei Speicheltröpfchen auf ihre Wange, die ihr einen Würgereiz verursachten.

Sie bat energisch, er möge sie loslassen, sie sei verabredet und in Eile. Er wurde wütend und bezeichnete sie als eines der Weiber, die den Kopf zu hoch trügen und völlig übersähen, dass sie auf dem Scheißhaus dieselbe Sorte Dreck hinterließen wie andere Leute. »Aber dich kriege ich noch«, kündigte er an.

Nach dieser Drohung gab er ihren Arm frei, zeigte mit dem Daumen Richtung Haustür und forderte sie auf, sich zu beeilen, der Knabe warte bereits seit einer Weile. »Ich bin nur rausgekommen, um zu gratulieren. Im Gegensatz zu dem Kleinen in

dem zerbeulten BMW macht der da draußen wirklich was her. Aber zu große Hoffnungen machst du dir besser nicht. Der Typ weiß längst, dass du zwei Eisen im Feuer hast.«

Sie wusste überhaupt nicht, wen er meinte, und sagte ihm das auch. Heller grub in seinem Gedächtnis und besann sich auf den Freitag Ende Juli, an dem er den jungen Mann vor ihrer Wohnungstür gesehen hatte. Sie begriff, dass er den Meinungsforscher für ihren Liebhaber hielt.

Als sie ihn über seinen Irrtum aufklärte, tippte er sich an die Stirn. »Mich kannst du nicht verarschen. Meinungsforscher! Bei mir hat er nicht geforscht. Der war nur bei dir, und das ja wohl nicht nur einmal. Sonntags hab ich ihn auch gesehen. Da warst du gerade weg mit dem Kleinen im BMW, hab ich ihm auch gesagt. Und seitdem kurvt der alte MG ständig hier herum.«

Ehe sie darauf etwas erwidern konnte, wurde im dritten Stock eine Tür geöffnet. Jasmin Toppler kam die Treppe herunter. Heller trat einen Schritt zur Seite, um Jasmin vorbeizulassen. Sie nutzte die Gelegenheit und folgte ihrer Nachbarin nach unten.

Hellers Behauptungen hatten sie ein wenig verunsichert. So beiläufig wie möglich fragte sie, wie ein alter MG aussähe und ob Jasmin ebenfalls Besuch von einem Meinungsforscher erhalten habe. An dem Freitag war Jasmin nicht daheim gewesen, das wusste sie. Aber wenn es sich um eine wichtige Umfrage handelte, war der junge Mann vermutlich sonntags noch einmal gekommen, um berufstätige Hausbewohner anzutreffen.

Jasmin erklärte, sonntags sei sie grundsätzlich unterwegs, und Meinungsforscher kämen auch nicht am Wochenende. Sie erreichten die Haustür. Jasmin blieb stehen. »Wenn Sie sich Sorgen machen deswegen, fragen Sie doch mal im Haus herum.«

Sorgen machte sie sich nicht. Und es wäre zu lächerlich gewesen, mit Hellers Behauptung an fremde Türen zu klopfen. Es

hätte garantiert den Eindruck erweckt, sie leide unter Verfolgungswahn. Dabei wusste sie beim besten Willen nicht, von wem sie sich verfolgt fühlen sollte, höchstens von Heller. Jasmin stimmte ihr lachend zu und meinte, bei Heller helfe nur eins, rasch das Knie hoch. Dann ging sie zu ihrem Motorrad.

Susanne blieb noch einen Moment bei der Haustür stehen und schaute aufmerksam an den zu beiden Straßenseiten geparkten Fahrzeugen entlang. Es waren ziemlich viele, die meisten älter. Und was genau sie sich unter einem alten MG vorstellen sollte, hätte sie nicht sagen können. Diese Frage hatte Jasmin nicht beantwortet. Aber in keinem Auto war jemand zu sehen, es setzte sich auch keines in Bewegung, als sie losging.

Sie beeilte sich, zum Café an der Oper zu gelangen. Nadia wartete schon, jedoch erst seit zehn Minuten, wie eine einzige Zigarettenkippe im Aschenbecher bewies. Diesmal trug Nadia ein dunkelblaues Ensemble, das den Anschein erweckte, als käme sie aus einer Konferenz, in der über einen Etat zumindest in Höhe des Verteidigungshaushalts verhandelt worden war. Ihre Dokumentenmappe hielt sie auf dem Schoß, ebenso die Handtasche.

Kaum dass Susanne den Tisch erreichte, stand Nadia auf. »Macht es dir etwas aus, wenn wir sofort zum Auto gehen? Viel Zeit habe ich nicht. Und ich habe den Laptop im Kofferraum gelassen. Es ist ein Klacks, die Haube aufzubrechen, die Daten kann dir kein Mensch ersetzen.«

Sie schüttelte den Kopf und folgte Nadia. Der Porsche stand in einem nahe gelegenen Parkhaus. Auf dem Beifahrersitz lag ein Koffer. Nadia öffnete ihn und zeigte, was sie nicht mehr brauchte. Das hellgraue Nadelstreifenkostüm war nicht dabei. Aber es waren gute Sachen, teure Sachen in sehr gutem Zustand. Röcke, Hosen, Blusen, zwei Blazer. Alles in Grau- oder Blautönen,

nur eine Bluse in Weiß. Mit Nadias Geld hätte sie sich ganz anders angezogen. Andererseits war es genau das, was eine erfolgreiche Geschäftsfrau trug. In der Bank hatte sie auch nicht in bunten Röcken gearbeitet.

Die Anprobe im Parkhaus ersparte sie sich, schlüpfte nur rasch in die beiden Paar Schuhe, die Nadia vom Wagenboden nahm. Sie passten wie eigens für ihre Füße angefertigt.

»Danke«, sagte sie, »ich nehme die Sachen gern.«

»Nach gern siehst du nicht aus«, stellte Nadia fest, lehnte sich gegen den Wagen und betrachtete sie nachdenklich. »Aber das verstehe ich. Ich habe mich gefragt, wie mir in deiner Lage zumute wäre. Es hat nicht viel gefehlt, dann wäre ich in deiner Lage gewesen. Beinahe hätte ich auch einen Tritt bekommen, nachdem Michael Karriere gemacht hatte.«

Michael also. Susanne warf einen Blick auf das Armaturenbrett. Das Foto des blonden Mannes klebte an der gleichen Stelle.

Nadia kramte ihr Zigarettenetui aus der Handtasche. Nachdem sie sich eine Zigarette angezündet hatte, obwohl das im Parkhaus verboten war, sprach sie zögernd weiter, als wisse sie nicht, ob Susanne nun doch etwas aus ihrem Leben erfahren wollte.

Sie hätten weit mehr gemeinsam als nur Gesicht und Figur, behauptete Nadia. »Was du erzählt hast, hätte auch mein Lebenslauf sein können.«

Nadia hatte ebenfalls Bankkauffrau gelernt und war bis vor zwei Jahren bei einer Privatbank in Düsseldorf beschäftigt gewesen. Eine pflegebedürftige Schwiegermutter hatte sie nicht gehabt, nur einen Mann ohne eigenes Einkommen in den ersten Jahren.

»Als wir heirateten, studierte Michael noch. Als er endlich fertig war, fand er nicht auf Anhieb den richtigen Job. Und als er

ihn fand, verdiente ich immer noch dreimal so viel wie er. Bis ...«

»Die Bank überfallen wurde«, vollendete Susanne, als Nadia unvermittelt abbrach.

Nadia lächelte schmerzlich. »So dramatisch war es nicht. Ich dachte nur, ich sei lange genug in der Tretmühle gewesen. Mit Michael ging es steil die Karriereleiter hinauf. Ich wollte mir mehr Zeit für mich selbst nehmen und für ihn. Und mit mehr Zeit kam ich schnell dahinter, dass er mit einer Labormaus schlief.«

Einen flüchtigen Moment lang erwog Susanne, Nadias beruflichen Weg weiterzuverfolgen. Sie musste inzwischen ja wieder irgendwo beschäftigt sein, das bewiesen die Dokumentenmappe und die Worte über einen Laptop mit unersetzlichen Daten im Kofferraum. Doch was Nadia über ihren Mann gesagt hatte, machte sie betroffen. Sie hätte bei dem netten Urlaubsgesicht nie mit einem Treuebruch gerechnet. »Aber er wollte sie nicht heiraten und ein Kind mit ihr?«, fragte sie mit erzwungener Heiterkeit.

Nadia lachte kurz und überhaupt nicht fröhlich. »Ich weiß nicht. Wenn er das wollte, habe ich ihm das ausreden können. Seitdem tun wir so, als ob er nur mich liebt und ich zu beschäftigt wäre, um mich abends zu langweilen.«

»Du meinst, er betrügt dich immer noch?«

Nadia lachte erneut, diesmal spöttisch. »Was denn? Plötzlich doch interessiert?« Sie schürzte kurz die Lippen, ehe sie erklärte: »Aber das Thema lohnt nicht. Ich habe es mir abgewöhnt, mich darüber aufzuregen. Er ist nicht der einzige attraktive Mann.«

»Du betrügst ihn ebenfalls?«

Nadia zuckte vielsagend mit den Achseln. »Du, ich habe heute wirklich nicht viel Zeit. Wir reden ein andermal, ja? Kommst du allein zurecht mit dem Koffer?«

Sie nickte, in Gedanken noch beim gegenseitigen Ehebruch und der Frage, warum Nadia sich nicht von ihrem untreuen Mann trennte, wenn sie einen Ersatz für ihn gefunden hatte.

Nadia verstaute die Kleidungsstücke wieder im Koffer, brachte auch die beiden Paar Schuhe darin unter und stellte ihn ihr vor die Füße. Sie bedankte sich noch einmal.

»Nicht der Rede wert«, sagte Nadia. »Jetzt brauchst du nur noch eine schicke Frisur. Wie gefällt dir meine?«

»Gut.«

»Fein«, sagte Nadia, warf einen raschen Blick auf ihre Armbanduhr. »Du, ich muss los. Tschüs dann.«

Sekunden später war der Porsche verschwunden.

Für den Sonntag stand wieder ein Besuch im Seniorenwohnheim auf dem Programm. Noch während sie den Koffer durch die Stadt trug, überlegte Susanne, was sie anziehen könnte. Dann kam die Anprobe – und das Herzstocken, als sie in einer Blazertasche das dünne Papier zwischen den Fingern fühlte. Zweihundert Euro. Mit einer Büroklammer war ein Zettel befestigt, darauf stand die handschriftliche Notiz: »Für den Friseur.« Und sie hatte gedacht, das sei nur ein leichtfertig gemachter Vorschlag gewesen.

Sie hätte am nächsten Vormittag bestimmt noch einen Friseur gefunden, der auch Laufkundschaft bediente. Aber wozu mehr Geld ausgeben als unbedingt nötig? Lieber kaufte sie in einem Drogeriemarkt eine scharfe Schere und eine braune Haartönung. Dann schnitt sie vor dem Spiegel in ihrem winzigen Bad zuerst das Größte weg, schaffte mit tief gebeugtem Kopf sogar eine einigermaßen gerade Kante im Nacken. Anschließend trug sie die Tönung auf.

Sonntags um zwei stand sie mit leicht fransigen, dunkelbraunen Haaren am Straßenrand, wartete gespannt auf Johannes

Herzog, seinen erstaunten Blick und eine Bemerkung wie: »Schick sehen Sie aus.« Sie sah sehr schick aus in der weißen Bluse und einem engen, dunkelblauen Rock. An den Füßen ein Paar schwarze Pumps, über dem linken Arm locker den Blazer, dessen Tascheninhalt sie so unvermittelt beschämt hatte.

Um halb drei stand sie immer noch am Straßenrand. Zwei Stockwerke über ihr hing Heller im Fenster und erging sich zuerst in Vermutungen, warum der Milchbubi sie versetzte. Dann erbot er sich mit obszönen Vorschlägen, ihr die Wartezeit, gerne auch den ganzen Nachmittag in einer Weise zu vertreiben, bei der ihr Hören und Sehen vergingen. Sie ignorierte ihn und fragte sich teils ärgerlich, teils besorgt, wo Johannes bleiben mochte und ob ihm etwas zugestoßen sei. Bei seiner Raserei war das nicht auszuschließen.

Nach weiteren zehn Minuten wurden ihr Hellers Beleidigungen zu viel. Auf den Besuch bei ihrer Mutter wollte sie nicht verzichten. Und mit Nadias Geld gab es Möglichkeiten. Sie ging zum Bahnhof, nahm die S-Bahn und für das letzte Stück den Bus. Von der Bushaltestelle waren es nur noch siebenhundert Meter bis zum Seniorenwohnheim.

Agnes Runge freute sich, meinte aber, sie wäre besser nicht gekommen, weil im Heim eine Grippe umginge. Die Hälfte der Senioren war krank, einige lagen sogar im Krankenhaus. Johannes Herzogs Großmutter hatte ihrem Enkel aus dem Grund abgesagt, was bei Susanne nicht möglich war. Weil sie aus beruflichen Gründen ihr Telefon nach Feierabend und am Wochenende aussteckte und sich erst gar kein Handy anschaffte, sonst hätte sie keine ruhige Minute. So hatte sie es ihrer Mutter weisgemacht. Agnes Runge war leicht zu belügen, wollte doch glauben, dass es ihrem einzigen Kind gut ging. Natürlich war Johannes nicht auf den Gedanken gekommen, kurz bei Susanne vorbeizuschauen und Bescheid zu sagen.



Petra Hammesfahr

Die Lüge

Roman

Taschenbuch, Broschur, 512 Seiten, 11,8 x 18,7 cm

ISBN: 978-3-453-35829-4

Diana

Erscheinungstermin: November 2014

Was wäre, wenn du deinem Spiegelbild begegnest? du ein neues Leben bekommst? du stirbst und trotzdem lebst?

Als Susanne ihrer Doppelgängerin begegnet, hat sie keinen Mann, keine Arbeit, kein Geld. Und so lässt sie sich auf ein riskantes Spiel ein: Für ein fürstliches Honorar soll sie ein Wochenende lang in Nadias Rolle schlüpfen, damit diese sich mit ihrem Liebhaber treffen kann. Und tatsächlich scheint der Plan zu funktionieren: Nadias Mann merkt nicht, dass die Frau in seinem Bett eine andere ist. Viel zu spät wird Susanne klar, dass sie Teil einer Inszenierung ist, die in jedem Fall für sie tödlich enden muss ...



Der Titel im Katalog